Zeitschrift: Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur
Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur
Band: 16 (1946)

Artikel: Von Theaterkrisen und ihrer Überwindung
Autor: Stamm, Rudolf
Kapitel: Einleitung
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-986542

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VON THEATERKRISEN UND IHRER ÜBERWINDUNG

DER BEITRAG EINES ANGLISTEN ZUR DEUTSCHSCHWEIZERISCHEN BERUFSBÜHNENFRAGE

VON

RUDOLF STAMM

EINLEITUNG

Die folgenden Betrachtungen gehen von der wohlbekannten Anschauung aus, dass das Theater, welches sich im Ablauf der Aufführungen immer wieder verwirklicht, die Gemeinschaftskunst par excellence ist. Es bedarf des auf ein Ganzes hin gerichteten Zusammenarbeitens von Dramatiker, Regisseur, Bühnenbildner und Schauspieler und ausserdem der mitschaffenden Teilnahme eines Publikums, wenn die Aufführung nicht verkrüppelt werden soll. Die Fähigkeit zu diesem Zusammenwirken der einzelnen Künstler und des Publikums ist keineswegs zu allen Zeiten gleich gross gewesen. Sie setzt gewisse Gemeinsamkeiten des Fühlens, Denkens, Erlebens und des Glaubens voraus, die dann nicht oder nur unvollkommen gegeben sind, wenn die Welt, welche ein Theater umgibt, in einer Gemeinschaftskrise steht. Ihrer Struktur entsprechend ist die Theaterkunst für solche Krisen überaus empfindlich; sie bietet andererseits aber auch Möglichkeiten, bei deren Ueberwindung mitzuhelfen.

Wir sind nicht die ersten, die auf der Suche nach einem Generalnenner für die Leiden der hinter uns liegenden, die Gegenwart beherrschenden Zeit zur Formulierung Gemeinschaftskrise kommen. Ihre Anfänge sind in der Renaissance zu suchen, als ein neuartiges Individualbewusstsein sich auszubreiten begann; ihre wichtigsten Kennzeichen sind die Uebersteigerung jenes Individualbewusstseins, das Schrumpfen der Fähigkeit, geistige Wirklichkeiten ausser dem individuellen Bewusstseinsstrom zu spüren, das Schwinden der Bindungen an die kleinen und grossen Lebenskreise, in denen der Mensch steht — besonders an die geistbedingten —, das Zusammenbrechen des alten Wissens um eine verpflichtende Ordnung der Werte. Keine dieser Erscheinungen ist unabhängig von den anderen; sie alle kulminieren in der Unfähigkeit, die umfassendste Bindung des europäischen Menschen, diejenige an die christliche Heilslehre, lebendig zu erhalten. Die augenfälligste objektive Erscheinung der entstandenen Unordnung, welcher der Verfasser begegnet ist, blickt vom Eingang der Radio City, des stolzesten Wolkenkratzers New Yorks,

auf den Betrachter herab. Sie sei hier erwähnt, denn die Errungenschaften und Leiden des modernen westlichen Menschen zeigen sich oft mit grösserer Klarheit in der neuen Welt als in der alten. Jenes monumentale Mosaik zeigt auf blauem Hintergrund zwölf gleich grosse, schwebende Engelsgestalten, welche die gleichberechtigten Lebensbezirke symbolisieren, denen in der Radio City gedient wird. Ihre Namen sind: Philosophie, Hygiene, Bekanntmachung, Physik, Biologie, Sport, Neuigkeiten, Politik, Dichtung, Religion, Drama, Musik. Bei dem gekennzeichneten ungegliederten Nebeneinander der Lebensgebiete ist es nun aber nicht geblieben, ganz einfach, weil es nicht gelebt werden kann. Verschiedene von ihnen haben sehr starke imperialistische Tendenzen gezeigt und versucht, nach dem eigenen Gesetz die zerstörte Ordnung wiederherzustellen. Sie waren erfolgreich, weil der Verlust der religiösen Bindung, welche unsere Wertwelt umfassen und halten sollte, ein Vakuum gelassen hat. Wohin der Versuch, dieses Vakuum gewissenhaft bestehen zu lassen und doch zu leben, den französische Existentialisten jetzt im grossen unternehmen, führen wird, bleibt abzuwarten. Vor ihnen ist es immer wieder durch die Verabsolutierung von Teilgebieten ausgefüllt worden, was eine verwirrende Fülle von Krankheitserscheinungen hervorgerufen hat. Sie zeigen sich an den vielen Menschen, die ihre Berufe, in denen sie vielleicht Tüchtiges leisten, zur Quelle ihrer Wertordnung werden lassen, an den Wirtschaftsmenschen, den Politikern, den Sozialreformern, an den Wissenschaftlern und den Künstlern. In jedem Falle wird ein Legitimes zu einem Verderblichen, weil sich ein aus dem Sinngefüge gerissener Teil zum Ganzen aufbläht. Die Verderblichkeit der Teilverabsolutierungen gibt sich am deutlichsten dadurch zu erkennen, dass sie den Keim der Zwietracht, Gewaltanwendung und Zerstörung in sich tragen. Über die Tendenz des rein wirtschaftlichen Denkens, für das der Gelderfolg oder das Wohl und Wehe einer Unternehmung das Mass der Dinge wird, zum Krieg aller gegen alle zu führen, brauchen wir keine Worte zu verlieren. Wohin wir gelangen, wenn die Politiker ihre Aufgaben mit pseudoreligiösem Fanatismus verfolgen, haben wir schrecklich erlebt. Weniger allgemein wird die Tatsache erkannt, dass auch der menschenfreundlichste Sozialreformer zu einem Despoten werden kann, der das Leben der Gegenwart seiner Zukunftskonstruktion opfert, die freie Entwicklung auf allen

ihm fremden Lebensgebieten hemmt, der mit Propaganda und Gewalt etwas erzwingt, was wachsen sollte, und dabei tötet und zerstört. Wissenschaftler und Künstler, die ganz in ihrem speziellen Können aufgehen, sind zwar kaum in der Lage, sich zu aktiven Unterdrückern zu entwickeln; es droht ihnen aber die Gefahr, in den Lebensbezirken, in welchen sie stehen ohne «zuständig» zu sein, eine leichte Beute fremder Verabsolutierungstendenzen zu werden. Sie sind in jenen Bezirken ausgelieferte Masse, genau so wie die Vielen, die an nichts Anderes denken können als an die Befriedigung ihrer materiellen Bedürfnisse. Ausserdem gibt es einen Kult der Wissenschaft und einen Kult der Kunst, die ihre Anhänger blenden und in die Irre führen. Der Wissenschaftsgläubige erwartet von Naturgesetzen, Entdeckungen und Erfindungen Wirkungen auf Gebieten, für die sie irrelevant sind. Als Beispiel sei hier die Erinnerung an einen Vortrag aufgezeichnet, den Stefan Zweig im Jahre 1933 in Basel gehalten hat. In eindringlicher Weise sprach er von den Illusionen der Zeit vor 1914, als die Menschen glaubten, die völkerverbindenden Erfindungen der Eisenbahn, des Telegraphen, des Telephons, des Flugzeugs und anderes mehr machten den Krieg unmöglich, und mit geradezu erschütternden Worten schilderte er darauf die Ernüchterung, welche der erste Weltkrieg brachte. Das Merkwürdigste war aber das Ende des Vortrags, als der Redner seine Unfähigkeit, eine bestimmte Denkform zu verlassen, dadurch offenbarte, dass er neue Hoffnungen auf den Bestand des Friedens an die Erfindung und Verbreitung des Radios knüpfte. — Wenn wir auch den Kult der Kunst als eine Zeitgefahr bezeichnen, denken wir nicht in erster Linie an die Flucht in den Aesthetizismus, an die totale Hingabe an ein spezielles Können, oder an die Haltung des isolierten Künstlers, der ohne die Möglichkeit des Verstandenwerdens und des Wirkens allein seines Weges zieht und die Welt verachtet, sondern an den «prophetischen» Dichter, der glaubt, die Last der Priester auf die eigenen Schultern nehmen zu müssen, und sich zermartert im Bemühen, unabhängig von der Tradition einen geistigen Kosmos für seine Zeitgenossen zu schaffen.

Wir sind natürlich nicht der Meinung, die Ueberwindung des roh umrissenen Tatbestandes müsse ausgerechnet auf dem Gebiete des Theaters beginnen. Sie, die erste und letzte Nachkriegsaufgabe, muss auf allen Gebieten gleichzeitig angepackt

werden von all den Menschen, welche das Wesen des Krisenzustandes erkannt und seine Folgen verspürt haben, die überdies verbunden sind durch eine Disposition zum Bau einer neuen Ordnung. Sie müssen zu arbeiten beginnen, jeder in seiner Sphäre, nicht nach einem fix und fertigen Plan, nach einer Gedankenkonstruktion, sondern im Bewusstsein und Glauben, dass ihre Arbeit sie nicht wieder zu einem abgelegenen Sonderziel führt, sondern zu einer Anschauung, die frei und eigenständig ist und zugleich Teil eines Ganzen, in das sie sich fügt.

Bei der Behandlung von Theaterfragen, welche wir uns vorgenommen haben, wird viel die Rede sein von den Beziehungen, die zwischen dem Zustand einer Kunst und den geistigen und materiellen Verhältnissen eines Zeitalters bestehen. Dieses Vorgehen ist der Gefahr ausgesetzt zu übersehen, dass ein Kunstwerk durchaus nicht nur ein Spiegel und Produkt jener Verhältnisse ist, dass die Künste ihre Eigengesetzlichkeit haben. Das Werden und Vergehen einer Kunstrichtung steht gewiss in Beziehung zu Aenderungen der geistigen und materiellen Zeitverhältnisse, aber es hängt auch ganz unmittelbar mit rein innerkünstlerischen Tatsachen zusammen. Der englische Dichter T. S. Eliot hat z. B. zur Erklärung des fast durchwegs kümmerlichen Gedeihens des poetischen Dramas im England der nach-shakespearischen Zeit die Tatsache angeführt, dass alle Späteren, die sich an der Gattung versucht haben, unter den Bann der Verse des Elisabethaners gefallen und dadurch zur Schaffung von Epigonengut verdammt worden seien. Die Lage des deutschschweizerischen Dramas kann niemand verstehen, der die Wirkung der Sprachsituation übersieht. Obwohl wir das Theater für die Kunst halten, welche auf Erschütterungen des Gemeinschaftskörpers am feinsten reagiert, werden wir die angedeutete Fehlerquelle nicht vergessen.

Wenn wir von Blüte und Krisenzeiten des Theaters sprechen, werden wir auch daran denken, dass keine Krisenzeit seit seiner Wiedergeburt im Mittelalter so schlimm war, dass es nicht in irgendeiner seiner Elementarformen munter existiert hätte. Die Kunst des Theaters befriedigt bei Spielern und Zuschauern so elementare Triebe — Spieltrieb, Nachahmungstrieb, Verwandlungstrieb —, dass sie unter Menschen, die einmal von ihr wissen, gar nicht umzubringen ist. Gerade in den Perioden, die wir als Krisenzeiten bezeichnen werden, macht es sich als rein vitaler Zeitver-

treib besonders breit. Wenn uns jemand entgegenhält, in dieser Form sei sie gerade am echtesten, freisten und schönsten, so antworten wir darauf, dass wir als Glieder der europäischen Tradition anderer Meinung sind, bleiben uns aber bewusst, dass es ein Urteil, ein Entscheid ist, wenn wir das mittelalterliche Mysterienspiel oder das shakespearische Drama als Erzeugnisse von Perioden der Theaterblüte hinstellen.

In den folgenden Abschnitten werden wir kurz die Verhältnisse zweier Blüte- und zweier Krisenzeiten vorführen. Es folgt die Behandlung einer Reihe von mehr oder weniger erfolgreichen Versuchen, Krisen zu überwinden. Schliesslich wenden wir uns dem Problem des deutschschweizerischen Berufstheaters in der modernen Krise zu. Dabei sollen die an historischen Beispielen gemachten Erfahrungen verwertet werden. Das Ueberwiegen von Beispielen aus der englischen und irischen Theatergeschichte auf den folgenden Seiten erklärt sich daraus, dass der Verfasser als Anglist mit ihnen am vertrautesten ist und sie im Hinblick auf unsere eigenen Probleme für ergiebig hält.